

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

6] Roman von Peter Egge.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Abele Neustädter.

Holtke lachte, zufrieden und ruhig.

Das war eine ausgezeichnete Idee, an ihr vorbeizugehen! . . . Sie glaubte an ihn und sprach gut von ihm . . . sie verteidigte ihn. Und sie wußte, daß er es mußte!

Im strahlender Baune kam Holtke zum Abendbrot. Er erfaß sowohl durch Hannas als der Frau Benehmen, daß die alte Dame nichts gesehen oder gehört hatte, und er empfand es dankend gegen Hanna.

Aber als er später auf seinem Zimmer saß und über die Wiese sah, ins Birkenwäldchen hinab, wurde er ruhig und betroffen.

Wie hatte er in all den Jahren gesucht, herumgetappt und getirt! Alle diese kleinen Diebelein, alle diese Anläufe! Stets blieb er auf halbem Wege stehen, fürchtete, zu geben, ohne etwas zurückzubekommen. Oder diese vage Furcht, daß seine Liebe nicht stark genug wäre! Aber o Gott, es war ja so natürlich, daß er sie gesucht hatte, die ihm das Heim geben konnte, das er nie besessen und stets so sehr entbehrte. Die Stätte, wo sie war und ihre Kinder, wo der große Mangel geschwunden war . . .

Er erhob sich. Daß er wieder über derartiges nachzudenken begann! Aber so war er. Er zerstörte jedes Handeln in sich durch Grübeln und Berechnung und Faselien!

Er sah sie vor sich, wie sie nachmittags im Garten lag und lächelte. In dem Augenblicke, ehe sie ihn gewahrte, trug ihr Anblick noch einen Schimmer des Ausdrucks, den es gehabt haben mußte, als sie gesagt hatte: „Glauben Frau Vogt nicht, daß er im Grunde genommen rechtschaffen ist?“

Es hegte eine seltsame Angst und Freude durch den Gedanken: Wenn es nur beiden zum Glück reichen konnte. . . . Lag ein Sinn darin, solches zu versuchen?

Er mußte jetzt zugreifen. . . . O, es half nichts. . . . Sie würde nicht an ihn glauben. . . . Sie würde nicht. . . . Aber er würde nicht weichen. Er würde hier bleiben, arbeiten, leise vordringen, bis sie ihm nahe kam. . . .

An einem Sonntagvormittag ging er auf sein Zimmer. Thüre und Fenster waren geöffnet, Hanna war in der Stube,kehrte ihm den Rücken zu und beugte sich über das Bett, das sie zurecht machte. Siekehrte sich nicht um und deshalb dachte er: „Sie denkt, daß ich hereingekommen bin.“

„Guten Morgen, sind Sie heute hier, Hanna?“

„Ja!“

„Wo ist denn Grete?“

„Sie ist krank, Herr Kandidat.“

„Können Sie ihre Arbeit auch mitbesorgen?“

„O ja, für einige Tage. . . . Es giebt hier für zwei, drei Mägde nicht so viel zu thun.“ fügte sie hinzu.

Es wurde still. Holtke nahm ein Buch und wog es in der Hand, während er sagte:

„Ich glaube, Sie lesen sehr gern.“

„Ja.“

„O ja, gute Bücher sind gute Gesellschafter.“

Er blickte vor sich hin, trat absichtslos, unruhig ans Fenster und hielt das Buch in der Hand. Er hörte seine eigenen Worte wie von einer weit entfernten Stelle. Es zitterte in ihm und die Stimme wurde leise.

„Die Bücher bieten Gesellschaft“, wiederholte er mehrere Male, ganz sinnlos.

Wenn er es jetzt sagte, würde sie fortlaufen, und dann war es vorbei — vielleicht für immer. Sie würde nicht verstehen, nicht glauben.

Er ging umher, ging ans Fenster, strich viele, viele Male mit der Hand auf dem Tisch hin und her, versuchte ruhig ohne Laut zu atmen. Er blickte auf sie flüchtig: Daß sie nie fertig wurde! . . . Nein, sie durfte nicht fertig werden, sonst ging sie ja!

Er trat schnell ans Bett und blieb dicht vor ihr stehen.

„Hanna, wollen Sie mein Weib werden?“

Sie lief nicht fort, fuhr nicht einmal zusammen, blieb aber unbeweglich stehen. Die Hände, die die Decke gefaßt hatten, hielten sie noch fester als zuvor. Sie war festgefroren. Ihre schweren Atemzüge erklangen laut in der Sonntagsstille, die auf den üppigen Sonnenseldern und Wiesen ruhte, herindrang durch offene Fenster und Thüren.

Holtke wartete . . . wartete. Wagte sie nicht zu berühren, aus Furcht, sie möge fortlaufen oder flüstern: „Nein, nein.“ Er hielt es nicht länger aus. Er stieß die Worte hastig hervor, in Angst. Er liebte sie so seltsam innig. Er könne nicht erwarten, daß sie ihn schon lieben sollte; denn sie kenne ihn ja fast nicht; aber er könne sie lehren, ihn zu lieben. Sie möge ihm nicht mißtrauen, weil andere Menschen ihr Liebes angefügt hätten. Sie solle Selbstvertrauen gewinnen und sich nicht um die Vergangenheit kümmern. Er wisse, wie unglücklich sie gewesen; aber es solle ihn nicht hindern. . . . Er denke grade nicht. . . . wie die andern denken würden. . . . Sie solle ihm glauben.

Seine Worte wurden ruhiger und überzeugend. Er glaubte, sie schweige, weil sie ihm recht gab.

Der Vogt sei ein braver Mensch. . . er habe ihm von ihrem Unglück erzählt, weil er ihr Wohl wolle, und das wolle er — Holtke — auch. . . . Sie glaube ihm vielleicht nicht. Da solle sie jedoch zu hören bekommen, daß er heute jedem Menschen, den er traf, erzählen wolle, daß sie seine Frau würde. Sie solle sich nicht schämen lassen. . . . Nie wolle er sie über die Vergangenheit ausfragen. Das versprach er auf Ehre und Gewissen. Er kenne sie erst seit dem Abend, da er sie zum erstenmale gesehen. . . . Sie würden fortreisen und wohnen, wo sie wolle. . . . Ihm sei es einerlei, wenn sie nur mitgehe. . . .

Sie sagte kein Wort, und er zog sie an sich. Aber schnell stemmte sie einen Augenblick beide Hände gegen ihn. Er sah, daß ihr Gesicht bleich und mit Schweiß bedeckt war. Dann fielen die Hände nach unten. Sie legte den Kopf in die Bettdecke und weinte, weinte.

„Hanna!“

Sie antwortete nicht.

„Hanna!“ — und jetzt flüsterte er — „soll ich zum Vogt hinuntergehen und alles sagen, was geschehen ist?“

Er beugte sich zu ihr hinab.

„Hanna, Hanna!“

„Thun Sie, wie Sie wollen,“ hörte er durch das Schluchzen.

Da ging Holtke hinunter.

Es war am nächsten Vormittag.

Er saß an ihrem Bette. Die Sonne leuchtete durch das Laub in die kleinscheibigen Fenster und spann ein goldgrünes Netz über die weiße Bettdecke.

Die Frau, die ihm vor einer kurzen Weile nachgekommen war, ging hinaus, damit die beiden allein sein konnten.

„Bist Du jetzt ruhiger?“

„Ja, ich glaube.“

Der Kopf lag zur Seite und die Augen blickten auf die Brust hinab.

„Du sollst nicht länger grübeln. Wenn Du nur Selbstvertrauen hast, wird es gehen.“

„Die Frau und auch der Vogt glauben sicher nicht, daß es für . . . für Sie . . . zum Glück reichen wird, ja, für keinen von uns.“

„Liebe Hanna, Du mußt Dich selbst und keinen anderen fragen und mußt glauben, daß ich für uns beide thun will, was möglich ist. Du selbst wirst auch thun, was in Deinen Kräften steht. Es lohnt doch einen Versuch, glücklich zu sein. Und selbst wenn wir irren sollten, und wir unser Zusammenleben aufgeben müßten, glaubst Du, daß wir dann minder glücklich werden können, als wir es bisher gewesen sind?“ Seine Stimme wurde leise und zärtlich.

„Wenn wir uns einmal genötigt sähen, getrennte Wege zu gehen, würde ich mein Bestes thun, daß Du Dich auch dann so glücklich als möglich fühlen könntest.“

Sie schwiegen. Sie lag wie zuvor, sah nicht auf.

„Hanna, hast Du mir gar nichts zu sagen?“

Er blickte sich ein wenig — konnte ihr jedoch nicht in die Augen sehen.

„Sie sind so gut gegen mich.“

„Nein, Du mußt „Du“ zu mir sagen . . . Gut, sagst Du? . . . Nein, ich hab Dich nur lieb.“

Wieder beugte er sich etwas vor, um ihr in die Augen sehen zu können; aber es gelang ihm nicht.

„Du bist so scheu! Halten die Frau oder der Vogt Dir Ermahnungsreden? Wie?“

„Oh, nicht so oft.“

„Sie thuen es also doch?“

„Nur die Frau.“

„Nur die Frau!“

„Sie meint es sicher gut.“

„Ja, ja, das glaube ich wohl; aber sie spricht darüber, wie Du sein sollst und wie Du nicht sein sollst.“

„O ja.“

„Und das quält Dich? . . . Sagte sie nicht, daß es uns nicht zum Glücke gereichen wird, daß Du mich heiratest?“

„Ja, das meinte sie.“

„Vielleicht sagt sie, Du solltest mir dankbar sein oder etwas Ähnliches.“

„O ja, das thut sie wohl auch.“

„Und das quält Dich?“

„Sie hat doch wohl recht.“

„Nein, nein, so mußt Du nicht denken.“

Er blickte auf und sah kurz durchs Fenster — ins helle Laub. Sie mußte fort; denn hier konnte sie nicht bleiben. Er streichelte ihre Hand, die auf der Decke lag, ehe er sie in die seine legte.

„Fühlst Du Dich schlecht . . . sehr schlecht?“

„O nein, ich glaube, ich werde zum Nachmittag aufstehen.“

Dann sagte er: „Ja, ja, ich werde mit der Frau und dem Vogt sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Wandlungen des astronomischen Weltbildes bis zur Gegenwart.

(Mit Benutzung des von Prof. Förster auf der Naturforscher-Versammlung in München gehaltenen Vortrages.)

Die Vorstellungen, welche sich die Menschen von den Gestaltungen und Zuständen im Weltall und ihren Zusammenhängen machen, können in ihrer Gesamtheit als das astronomische Weltbild bezeichnet werden. Dasselbe ist natürlich, wie die Wissenschaft selbst, in steter Umbildung und Entwicklung begriffen. Es ist keineswegs richtig, daß durch plötzliche, große Entdeckungen das Weltbild, das lange Jahrhunderte hindurch gegolten hat, vollständig umgestürzt und durch ein wesentlich anderes ersetzt wird; sondern in stetiger Ausbildung unserer Kenntnisse werden die Elemente herbeigetragen, die in allmählicher Erweiterung das Weltbild schließlich ganz umgestalten.

Das erste umfassende Bild, welches sich die führenden Geister der Menschheit vom Weltall machten, ist das in der Sphären-Theorie des Aristoteles niedergelegte. Aus der ersten Arbeit vieler Jahrtausende war allmählich die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde hervorgegangen und zur Grundlage des Weltbildes geworden. Um die in der Mitte ruhende Erdkugel spannt sich eine die ganze Welt umfassende Kugelhülle, welche die unwandelbaren Fixsterne trägt; jenseits dieser Grenze waltet das „bewegende Prinzip“, das den Anstoß zu dem täglichen Umschwung der Fixsternsphäre und zu den Bewegungen der innerhalb derselben befindlichen Planetensphären bildet. Denn auch die Planeten nebst Sonne und Mond sind an konzentrischen durchsichtigen Kugelhüllen oder Sphären besetzt, die außer dem täglichen Umschwunge noch andere Drehungen ausführen.

Fast zwei Jahrtausende hat dieses streng geometrisch aus Kugeln und Kugelhüllen aufgebaute Weltbild der Menschheit Befriedigung und Erbauung gewährt. Es blieb im wesentlichen bestehen, wenn es auch in den Einzelheiten ungeheuer ausgebaut und verändert wurde; so mußte die Erde, um nur diesen einen Punkt zu erwähnen, aus dem Mittelpunkt der Welt etwas herausgerückt werden, weil die Bewegungen von Sonne und Mond etwas excentrisch zur Erde erfolgten.

Im 17. Jahrhundert breitete sich allmählich das neue nach Kopernikus benannte Weltbild in den Geistern der Menschen aus und befestigte sich in seinen wesentlichen Zügen, wenn es auch, wie das frühere, beständige Umgestaltungen im einzelnen erleidet. Die Sonne wurde in den Mittelpunkt der Welt gerückt, um welchen die Erde wie die Planeten ihre Bewegungen ausführten; die Fixsterne standen in ungeheuren Weiten still, und die tägliche Drehung des Fixstern-Himmels wurde durch eine solche der Erde ersetzt. Die Bewegungen der Planeten wurden im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts genauer als elliptische statt der angenommenen kreisförmigen erkannt, und es wurde

weiter ein allgemeines Gesetz erkannt, durch welches alle diese Bewegungen geregelt werden, das Newtonsche Anziehungsgesetz. Alle Entdeckungen, die uns die spätere Zeit, speciell das 19. Jahrhundert, in unserem Planetensystem gebracht hat, die Errechnung des vorher niemals gesehenen Planeten Neptun, die Bewegungen der zahllosen kleinen Planeten, die den Raum zwischen Mars und Jupiter ausfüllen, und die Bewegungen der Kometen, sie alle haben sich dem Grundschema eingefügt, und unser Weltbild zwar zu einem viel mannigfaltigeren gestaltet, aber in seinen Grundzügen unverändert gelassen.

Aber in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hat sich bei der fortschreitenden Vervollkommnung unserer Meßinstrumente eine wenn auch sehr kleine Zahl von Bewegungen bei manchen Kometen und Planeten gezeigt, die zweifelloser Abweichungen von den berechneten zeigen. Zur Erklärung derselben hat man bereits versucht, neben dem Newtonschen Gesetz der allgemeinen Massenanziehung noch andere Wirkungen in Rechnung zu ziehen; man nimmt den Weltraum erfüllt an von meistens unsichtbaren, sehr kleinen und in den verschiedensten Bewegungen begriffenen Massenteilchen, deren Widerstands- und Stoßwirkungen sich bemerklich machen. Hierin liegt eine der wesentlichsten Vervollkommnungen, die das astronomische Weltbild im 19. Jahrhundert erfahren hat.

Eine andere Bereicherung fängt das Weltbild an durch die wachsende Bedeutung der elektrischen und magnetischen Wirkungen für die Erklärung der kosmischen Licht- und Bewegungserscheinungen zu gewinnen. Doch haben sich hier die Ideen noch nicht zu festen Vorstellungen verdichtet.

In der Allgemeingültigkeit des Newtonschen Anziehungsgesetzes lag schon der Keim zu weiterer Ausbildung des Weltsystems. Die fernern Fixsterne mußten als Sonnen von vielfach größerer Leuchtkraft und Mächtigkeit als unsere betrachtet werden. Auch sie konnte man als umgeben von ganzen Planetensystemen annehmen, und damit sank unser System von seiner beherrschenden Stellung als Zweck und Ziel des ganzen Schöpfungsplanes zu einem einzigen Hause neben vielen anderen im gesamten Universum zusammen. Der Gedanke von der Unendlichkeit des Raums und der Unendlichkeit der Welten gewann eine festere Unterlage. Das Fernrohr enthüllte immer mehr Welten; ganze Haufen von Sternen wurden dem Blicke erschlossen. Und dazu kamen die durch kein Fernrohr in einzelne Bestandteile aufzulösenden Nebelflecke. Die Kant-La Place'sche Theorie, welche in diesen chaotischen Massen werdende Welten erblickt und ein anschauliches Bild von der mechanischen Entstehung und Entwicklung auch unserer Welt in großen Zügen giebt, hat trotz mancher Einschränkung im einzelnen doch auch wieder so mannigfache Erweiterungen und Bestätigungen erfahren, daß sie in ihren Grundzügen heute noch in voller Geltung ist.

Hier möchte ich auch einen kurzen Blick auf unsere Vorstellungen von der Bewohnbarkeit der Welten werfen. Seit der Entwicklung der Astrophysik und Astrochemie ist die bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts festgehaltene Vorstellung erloschen, als ob auch die Sonnen bewohnbar, d. h. die Träger bewohnter geistiger Thätigkeit sein könnten. Man hat dafür die Vorstellung abgeleitet, daß die Lebenserscheinungen nur innerhalb gewisser Temperaturgrenzen möglich seien. Sind die Sonnen also nicht die Träger, so sind sie doch die mienbefruchtenden Pflüger des Lebens, und es hindert uns nichts, die fernern Sonnen mit zahlreichen Wegleitern zu umgeben, auf denen die mannigfaltigsten Lebensformen erscheinen können. Auf welchen Gliedern unseres Sonnensystems die Bedingungen für bewohnte Lebensfähigkeit erfüllt sind, steht noch dahin.

Die Zählungen von Sternen, die zuerst von W. Herschel begonnen wurden, haben gezeigt, daß einzelne der fernsten Sonnen in einem engen Zusammenhange stehen; ihre Bewegungen um einander oder vielmehr um ihren gemeinsamen Schwerpunkt erfolgen stets in derselben Weise, wie es das allgemeine von Newton aufgestellte Gravitationsgesetz verlangt. Das Weltbild ist durch die Systeme in mannigfacher Weise bereichert. Es giebt unter ihnen solche, die zu einem vollständigen Umlauf viele Jahre gebrauchen, und solche, die ihn in wenigen Tagen vollführen. Der Abstand der beiden Körper, die um einander schwingen, ist dabei mehrfach so klein, daß wir nicht hoffen dürfen, sie je gesondert von einander zu erkennen. Als getrennte Gestirne haben sie sich unserem geistigen Blicke dadurch verraten, daß bei ihrem Umschwunge die eine Sonne regelmäßig die andere verdeckt und dadurch eine Lichtschwächung eintritt.

Noch ein weiteres Resultat haben die Sternzählungen ergeben. Je mehr man sich dem Gürtel der Milchstraße nähert, desto erheblicher wird auch die Fülle der Sterne. Die Milchstraße ist aber nicht eine bloß zufällige Ansammlung von Sternhaufen, die uns als Lichtwolken erscheinen, sondern sie hat eine fundamentale Bedeutung für die ganze Struktur der Verteilung von Sonnen in dem uns umgebenden Raum.

Außer den erwähnten Bewegungen in den engeren Systemen, die sicherlich durch gegenseitige Anziehungen regiert werden, hat sich aber noch eine große Gruppe von Bewegungs-Erscheinungen in den Welträumen gezeigt, bei welchen irgend welche Veränderungen von Richtung und Geschwindigkeit bisher noch nicht wahrgenommen sind; hier scheint also ein unbegrenztes Fortschreiten im Raum stattzufinden, und unsere bisherigen Erklärungen der Bewegungen durch zuziehende Wirbelungen und durch Drehungen im Anfangszustande scheinen hier völlig zu versagen. Wir kennen einige Systeme, also

Sonnen und Sonnensysteme, von denen wir wissen, daß sie mit Geschwindigkeiten von mehreren hundert Kilometern in der Sekunde dahinschweben, und bei denen irgend welche Aenderung seit mehr als hundert Jahren nicht eingetreten ist.

Auch unsere Sonne mit den sämtlichen sie begleitenden Planeten und Monden scheint in ähnlicher Weise durch den Weltraum zu wandern. Die Geschwindigkeit dieser Bewegung scheint nicht größer zu sein, als die, mit der die Erde sich um die Sonne bewegt. Die Sterne, die in der Gegend der Sternbilder des Herkules und der Leher stehen, treten allmählich etwas auseinander, wie die Bäume eines Waldes, denen man sich nähert, und wir schreiten daher in jener Richtung etwas schneller fort, als die betreffenden Sterne.

Unter den fortschreitenden Bewegungen der Fixsterne haben sich gewisse Gemeinsamkeiten und Beziehungen erkennen lassen. Es ist daher recht wohl denkbar, daß diejenigen, bei denen wir Ruhe beobachtet haben, nicht so unermesslich fern sind, daß ihre Bewegung selbst in hundert Jahren noch nicht zu erkennen ist, sondern daß sie uns vielmehr besonders nahe stehen. Sie können recht wohl mit unserem eigenen Sonnensystem derart verbunden sein, daß sie in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit fortschreiten und daher in Bezug auf uns dieselbe Entfernung behalten.

Das mächtigste Mittel, Bewegungen in den fernsten Weiten, von denen das Licht Hunderte und Tausende von Jahren braucht, um zu uns zu gelangen, trotzdem fast augenblicklich zu erkennen, ist uns durch die Methoden der spektralen Lichtzerlegung geliefert. Hierdurch hat der Menschengeist, wie man wohl sagen darf, Raum und Zeit zu überwinden vermocht und in der kosmischen Erkenntnis einen Schritt von höchster Bedeutung nach vorwärts gethan.

Aber weniger in dem Inhalt des Einblids, den sie uns in die Erscheinungswelt thun läßt, liegt die hohe Bedeutung der Astronomie für unsere ganze Kulturentwicklung; durch die Stetigkeit ihrer Entwicklung und den Eindruck der Gesetzmäßigkeit erweckt sie in uns jene Würdigung der Genauigkeit und Stetigkeit, die eine der Grundlagen unseres Gemeinschaftslebens ist. — Bt.

Kleines Feuilleton.

k. Romanasfabriken. Den Pariser „Romanasfabriken“ widmet Lollée in der „Revue des Revues“ eine beachtenswerte Studie. Es handelt sich um die Zeitungsromane für mittlere und kleine Zeitungen, besonders in der Provinz, die diesen von großen Unternehmern geliefert werden und die unter der Flagge „Volkromane“ segen. Es sind stillos, ohne jeden Striipel geschriebene Geschichten, ein Gemisch von fädelartigen Ereignissen, Entführung, Notzucht, Mord, verlorene Kinder, erklüftete Erbschaften, unschuldig Verfolgte sind die sich ständig wiederholenden Motive. Fabriziert werden diese Romane von Leuten, die niemals etwas mit der Litteratur zu schaffen gehabt haben. Litterarischer Stil ist überflüssig, desgleichen gehören keine philosophischen und geschichtlichen Kenntnisse dazu, um solch ein Romanragout herzustellen. Das, immer aus den gleichen Ingredientien bestehend, zwanzigmal in kaum veränderter Form erscheint. In Paris giebt es 300 bis 400 arme Teufel, die in diesem Genre arbeiten; sie zeichnen aber nicht mit ihrem Namen, sondern sind Angestellte der 10 oder 12 großen Geschäfte, die die Zeitungen mit diesem Artikel versehen. Die Firmen, welche die Etikette „Zur Vorziehung der Romanschriststeller“ oder andere schöne verlockende Namen tragen, haben große Bureaus, in denen mit den Agenten der Provinzzeitungen verhandelt wird. Es giebt einige, die nach Abzug aller Kosten einen Reingewinn von 120 000 M. jährlich haben; die geringste Schätzung beläuft sich auf 20 000 M. Der Chef gilt als der Verfasser des Romans, er steckt natürlich den Löwenanteil des Gewinns ein und überläßt seinen Angestellten nur die kleinen Abfälle. Diese unglücklichen Litteraten lassen sich aber ruhig ausbeuten; sie begnügen sich mit einem kleinen Gehalt, und ihr einziges Bestreben geht dahin, es nicht zu früh zu verlieren. Sie erklären sich, von Hunger und Not gedrängt, zu jeder Arbeit bereit, die auch nur von weitem einer literarischen Beschäftigung ähnlich sieht. Die Verteilung der Arbeit in diesen Romanasfabriken geht im einzelnen folgendermaßen vor sich: Jemand ein fruchtbarer Stegreifdichter erfindet eine schöne Ueberschrift für den Roman und unterzeichnet das Werk auch mit seinem Namen. Er versammelt seine Mannschaft, zerschneidet die Arbeit, teilt jedem den Faden zu, der ihm am besten liegt, und behält sich nur vor, Zeit und Ort in Uebereinstimmung zu bringen. Einer hat die Scenerie zu entwerfen, der zweite wird den Verräter oder Mörder fabrizieren, ein dritter muß die einzelnen Wendungen, Füge, Situationen und Zwischenfälle zusammenflicken. Der Unternehmer sieht das Ganze dann noch eilig durch und bringt die fertige Ware auf den Markt. Zwischen den Unternehmern und die Ausführenden schließen sich aber oft auch noch „Zwischenmeister“ ein, die auch ihrerseits auf den Preis drücken. Natürlich fehlt es bei solch einem Geschäftsbetrieb nicht an komischen Zwischenfällen. Der Chef einer solchen Romanasfabrik ließ durch Vermittelung einen Roman auffertigen. Er bezahlte den „Dichter“ aber nicht, und da dieser trotz wiederholter Bitten und Drohungen keinen Fennig seines Gehalts zu sehen bekam, beschloß er, sich zu rächen. Er verspottete also in dem Werk den angeblichen Verfasser, bald durch leicht verständliche Anspielungen, bald durch direkte Angriffe. Ein Freund machte endlich den Chef darauf aufmerksam. „Was treibt Dich

eigentlich dazu, Dich in Deinem eigenen Feuilleton anzuschwärzen?“ — „Aber ich weiß ja gar nicht, was in meinem Roman vorgeht, ich lese ihn nicht und habe auch keine Zeit, ihn zu lesen.“ . . . Lollée erzählt aber auch einige solche Episoden von Schriftstellern, die einen gewissen Namen haben. So hatte Ponsou du Terrail in dieser Beziehung ein recht weites Gewissen. Wochen und Wochen zog er einmal in den Spalten einer Zeitung die Abenteuer, die längst ihre Lösung hätten finden können, in die Länge. Schließlich aber will er ein Ende machen und trifft an dem Abend zufällig den Besitzer des Blattcs. Er teilt ihm seine Absicht mit. „Was, Sie denken doch nicht ernstlich daran, — einen Tag vor der Erneuerung des Abonnements. Unsere Gelder müssen noch 48 Stunden leben.“ — „Unmöglich, ich habe sie schon getötet.“ — „Lieber Freund, scherzen Sie nicht, ein einziger wenigstens kann noch zwei Tage leben, der interessante Verräter zum Beispiel.“ — „Dieser Verräter? Ich habe ihn in eine schöne Lage gebracht. Er ist seinen Feinden in die Hände gefallen.“ — Sie wissen, die Geschichte spielt in exotischen Ländern. — man hat ihn auf ein Brett gebunden und in einen Fluß voller Krokodile geworfen. Hier und da tauchen diese Tiere auf, zehn, zwanzig, mit aufgesperstem Rachen. Versetzen Sie sich in seine Lage. Ich weiß nicht, wie ich ihn daraus befreien soll.“ — „Das ist schwierig, aber mir gleich, ich weiß nur das eine, daß wir morgen „Fortsetzung folgt“ brauchen.“ Ponsou du Terrail aber wußte sich zu helfen: . . . Man sah — so fuhr er in seinem Roman fort — zehn, zwanzig Amphibienköpfe mit aufgesperstem Rachen aus dem Wasser auftauchen. . . . Aber, — ein Umstand, an den die Mäher nicht gedacht hatten, — es war für die Alligatoren die Zeit der Liebe, und durch einen so sanften Zauber zu den Weibchen hingezogen, ließen sie ruhig die Plank, auf der der Unglückliche behte, im Wasser dahingleiten. Sie trieb lange umher. . . . Sie trieb dahin, ein ganzes Kapitel lang, und der ahnungslose Abonnent hatte inzwischen sein Abonnement erneuert. — Aber es giebt auch andere Gründe als eine Erneuerung des Abonnements, aus denen sich diese „Künstler“ zu Aenderungen ihrer Meisterwerke bestimmen lassen: Paul Duplessis trifft eines Abends im Klub einen Freund, der ihn fragt, ob seine Romanhandeln stirbt. „Ja, sie wird getötet, aber was geht das Dich an?“ — „Ich habe mit meinem Vater gewettet, daß sie sich aus der Affaire ziehen wird.“ — „Eine große Wette?“ — „200 Mark.“ — „Teufel,“ sagt Duplessis. . . . Dann nach der Uhr sehend: „Neun Uhr — da laum ich sie noch retten. Ich nehme eine Droschke und eile zur Druderei.“ — „Wirklich, Du scherzest nicht?“ — „Nein!“ — und mit kräftigem Händedruck fügte Duplessis feierlich hinzu: „Das ist doch das mindeste, was man für einen Freund thun kann.“ —

— Ist das Zweirad ein Tier? Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Paris geschrieben: Eine für Radfahrer interessante Entscheidung ist von der Civillammer des Kassationshofes abgegeben worden. Es handelte sich um die Frage, ob ein Radfahrer, der jemanden umwirft oder sonst beschädigt, für diesen Schaden haftbar sei, auch wenn er ihn nicht verschuldet hat, oder ob dem Radfahrer Böswilligkeit oder Nachlässigkeit bewiesen werden müsse. In Tours hatte ein Cyclist einen Fußgänger umgeworfen und beschädigt und war dafür vom dortigen Gerichtshof verurteilt worden, obgleich er an den Unfall nicht schuld war. Das Gericht in Tours hatte den Artikel 1385 des Bürgerlichen Gesetzbuches angewendet, wonach der Besitzer oder Benutzer eines Tieres für den von diesem Tiere angerichteten Schaden verantwortlich ist, selbst wenn ihn selbst keine Schuld trifft. Mit anderen Worten: Die Richter von Tours erklärten das Zweirad für ein Tier! Dem entgegen hat der Kassationshof den Radfahrer freigesprochen, weil eine Maschine kein Tier sei und deshalb der Paragraph 1382 Anwendung finden müsse, der einen jeden für den durch seine Handlung einem anderen entstehenden Schaden verantwortlich macht, so lange sich eine Verschuldung nachweisen läßt. Daraus geht hervor, daß es für einen Fußgänger vorteilhafter ist, sich von einem Fiaker oder von einem Hundegespann überfahren zu lassen, als von einem Automobil oder von einem Zweirad. —

Musik.

Wenn man sich heute, im Vollgefühl der „Moderne“ in der musikalischen Dramatik, stolz über vergangenes Opernpathos erhebt, so überfieht man leicht, daß es neben dieser alten Baumoper noch eine verhältnismäßig natürliche und echte Operngattung gegeben hat, namentlich in den zwanziger bis vierziger Jahren unseres Jahrhunderts. Das ist eben, mit einem ungefähren Ausdruck, die Spieloper, wie sie Direktor Gaspauer vom Theater des Westens nun aufsehend von Jahr zu Jahr fester zu seinem eigensten Gebiet machen will. Mehrmals war uns in der letzten Zeit zu Berlin Donizettis „Regimentsstochter“ vorgeführt worden und wir hatten besonders auf ihren reinmenschlichen Gehalt hingewiesen, den man hinter der „italienischen Musik“ nicht eben häufig sucht. Von ähnlicher Beschaffenheit ist nur eine der vielen anderen Opern Donizettis, die „Linda von Chamounig“, die der Komponist im Jahr 1842 eigens für Wien schuf. Die verfolgte Musik vom Lande wird nach Paris geschickt, ist rasch eine große Braut geworden, kehrt aber verlassen und geistesgestört wieder heim, wo sie zuletzt doch noch heil und glücklich wird. Der ganze erste Akt und Teile der beiden anderen Akte machen, auch durch einen schmerzvollen Vater und einen armen Saboyarden reichlich belebt, einen guten dramatischen Eindruck. Die Musik gehört zwar jenem alten Typus an, bei dem das Dreitausendpfeifen der Situationen und die

schablonenhaften und mechanisch-rhythmischen Eckpunkte der „Nummern“ heute immer wieder recht illusionstötend wirken, gehört aber im übrigen entschieden zu dem, was man „sehr gute Musik“ nennen darf, und erhebt sich meistens hoch über sonstige Trivialitäten aus jener Zeit.

Dieses Werk also, das für uns in der letzten Zeit hinter andere ähnliche zurückgetreten war, wurde jetzt neu herausgebracht und zwar wieder mit dem glünstigen Erfolg, der diesem sowohl rühmlichen als fähigen Theater so sehr zu gönnen ist. Freilich war es zugleich ein Gastspiel der *Prevoſti*. Ihre Hauptbedeutung dürfte darin liegen, daß sie solche zunächst auf Gesangsparade zielende Rollen auf die Höhe natürlicher und warmblütiger Gestaltungen erhebt. Die „*Aoloratur*“, ursprünglich in ganz echter Weise auf ein Ausleben der Gefühle angelegt und mit der Zeit zu einer egoistischen Technik entartet, wird für diese Künstlerin zu einem wahrhaften Ausdruck natürlicher Fühlens. Dazu dann trotz mancher eckigen und einseitigen Bewegungen ein im besten Sinn leidenschaftliches Spiel und derganz eigene Eindruck der guten Kameradin, den die *Prevoſti* wenigstens in dieser Rolle erweckt, endlich oder zu allererst eine kaum hier und da getrübt vollendete Gesangsart: so ist sie, abgerechnet das Italienische, inmitten des Deutschen, ganz dazu geeignet, an einer besseren Wiederentdeckung jener älteren Kunst mitzuarbeiten. . . . Aber auch die heimischen Kräfte trugen meist erfolgreich dazu bei. Vor allem war der Regie des Herrn *Friedrich* ein beträchtlich besseres Zusammenspiel zu danken, als das, unter dem manchmal die Bemühungen des vorigen Winters litten. Von den Sängern trat *Franz Porten* als der Vater Lindas ganz besonders hervor; aber auch *Hermann Steffens* als der eitle Marquis, *Laura Detſch* als die Mutter und *Johanna Bradenhammer* als der Savoyardenluabe boten tüchtige Leistungen. — sz.

Physikalisches.

Einfluß des Wandspuges auf die Musik. Professor *Ruhbaum* in Hannover teilt in der „Zeitschrift für Architektur und Ingenieurwesen“ mit, daß die Art des Wand- und Deckenspuges in Räumen, die alsbald nach ihrer Fertigstellung benützt werden sollen, auf eine gute Musik nicht ohne Einfluß ist. Ein aus Kalk und Sand oder aus Cementkalk und Sand bestehender Putzmörtel ist in Konzertsälen für eine weiche Klangfarbe der Musik durchaus unglücklich. Gipsmörtel ist dazu wesentlich besser geeignet, namentlich dann, wenn der obersten Schicht kein Sand beigegeben und wenn dieselbe in sorgfältigster Weise geednet und geglättet wird. Die beste Wirkung aber erzielt man mit einem ganz sandfreien Gipsputz, der aus einem bis zur Weißglut gebrannten Gips hergestellt ist. Die zarte elastische Oberfläche dieses Putzes soll für die Rückwirkung der Schallwellen zur Erzielung einer weichen Klangfarbe besonders günstig sein. —

Meteorologisches.

is. Meteor-Explosionen. Es ist verschiedentlich durch einwandfreie Beobachter festgestellt worden, daß man die Explosion eines großen Meteors von der Erdoberfläche aus in einem weiten Umkreise als Knall hört, obwohl die Luft an der Stelle, wo das Zerplatzen des kleinen Weltkörpers stattfindet, außerordentlich verdünnt sein muß, wodurch selbstverständlich die Kraft der Schallwellen leidet. Zur Aufklärung dieser Erscheinung hat der Engländer *Vacon*, wie die *Londoner Nature* berichtet, eigenartige Experimente angestellt, die den natürlichen Vorgang einigermaßen nachahmen sollen. Er befestigte an einem Luftballon in genügender Tiefe unter der Gondel Patronen, die mit dem Sprengstoff *Tonit* geladen waren, und feuerte sie nacheinander in verschiedenen Höhen während des Aufstieges mittels elektrischer Zündung ab. Bei einer Ballonfahrt wurden zum Beispiel in Höhen zwischen 2000 und 3000 Fuß zahlreiche Sprengschüsse abgegeben. Der Ballon befand sich über der Stadt *London*, und der Knall der Schüsse wurde von vielen Leuten in verschiedenen Teilen der Stadt gehört, aber die das Luftschiff hinwegging. Im Ballon selbst lautete man aufmerksam auf die Wiederkehr des Schalles von der Erde her und notierte jedesmal die Zeit, welche das Echo zur Rückkehr nach dem Ballon brauchte. Außerdem wurden die Höhen, in denen sich das Fahrzeug zu den verschiedenen Zeiten befand, und die Lokalitäten, über denen die einzelnen Patronen abgefeuert wurden, festgestellt. Nach den Ergebnissen zu urteilen, braucht der Schall in solchen Höhen für seine Reise zur Erde und wieder zurück eine längere Zeit, als sie der berechneten Schallgeschwindigkeit auf der Erde selbst entsprechen würde. Infolge dieses unerwarteten Resultates unternahm man kurz darauf einen zweiten Aufstieg vom *Kristallpalast* aus, während dessen der Zustand der Atmosphäre ein ganz anderer war, und auch eine größere Höhe erreicht wurde. An diesem Tage trat eine seltsame Erscheinung auf. Am Nachmittag fiel ein dichter Sprühregen und die Turmspitzen des *Kristallpalastes* steckten fast ganz in niedrigen Wolken. Der Ballon stieg zunächst in westlicher Richtung auf und kam bald nach dem Passieren der Wolke in herrlichen Sonnenschein, in dem er zwei Stunden lang blieb. Nachdem beim Abstieg die niedrigen Wolken zum zweitenmal durchflogen worden waren, bemerkten die Luftschiffer, daß sie sich über Gravesend in der Nähe der *Thames-Mündung*, also etwa 50 Kilometer östlich von *London*, befanden, und trotzdem bewegte sich der Ballon noch immer nach Westen. Diese Thatfachen waren gar nicht anders

zu erklären, als durch die Annahme, daß über der Wolkenschicht der Wind grade in entgegengesetzter Richtung wehte als unterhalb der Wolke, jedoch ohne daß er die Bernehmbarkeit der Explosionsgeräusche gestört hätte. Die Ergebnisse bestätigten die des ersteren Versuches und brachten noch die neue Erfahrung hinzu, daß die Lufterwütterungen vom Ballon aus noch länger gehört wurden als damals, zuweilen noch nach einem Zwischenraume von einer halben Minute, außerdem war das Gebiet auf der Erdoberfläche, innerhalb dessen man den Knall vernommen hatte, wesentlich größer als das erste Mal und erstreckte sich auch auf die benachbarten Grafschaften. —

Humoristisches.

— Strafe. Der hohe Jagdgast: „Den Boß, den ich vorher gefehlt habe, hat der Herr *Delonomierat* zur Strafe gebracht!“
Der Leibjäger: „Is dem Mistvieh grad Recht g'schegn, daß 'n a Bürgerlicher daschossen hat!“
— Im Eifer. Lehrer: „Ich sage Ihnen, Herr Kollege, so ein Junge muß im Keim erstickt werden, wenn etwas aus ihm werden soll.“
— Ein Diplomat. Kateret: „Wenn Dir Deine Mutter z. B. zwei Äpfel giebt, einen großen und einen kleinen, und befehlt Dir mit Deinem Bruder zu teilen, welchen Apfel wirst Du ihm geben?“
Schüler: „Meinen Sie meinen großen Bruder, oder nur den kleinen?“ („Jugend“.)

Notizen.

— *Giampietro* kommt nicht nach Berlin. — Auch recht! —
— *Max Klingers* Garmenstatue „*Amphitrite*“ wird in den nächsten Tagen bei *Keller* u. *Meiner* ausgestellt werden. —
— Die *Münchener Hoftheater-Intendant* hat nach der „*N. Fr. Pr.*“ das *Prinz-Regenten-Theater* bereits auf zwanzig Jahre fest gepachtet, und zwar jährlich für 90 000 M. oder nach einer anderen Quelle für 120 000 M. Das Theater soll bis Herbst 1901 fertig sein und 1500 Personen fassen. —
— Von *Paul Heyse* hat die *Münchener Verlagsanstalt J. Neudmann* eine Mappe herausgegeben, die eine stattliche Anzahl Porträtstichgen aus dem „literarischen München“ enthält. Neben *Lang*, *Jensen* und *Richard Voß* findet man *Max Halbe* und *Ernst v. Wolzogen*, auch der *Gast Münchens*, *Wjornson*, hat einen Platz gefunden. —
— Lehrlingszuchterei. Die Intendantur des königlichen Theaters in *Wiesbaden* kündigt an, daß die Stelle eines zweiten Bühnenregisseurs (*Kapellmeister-Volontärs*) ohne Gehalt sofort zu besetzen sei. Die Annehmbarkeit solcher Stellung sucht der Intendant von Hülsen durch folgenden Zusatz darzulegen: „Es giebt diese Stellung Gelegenheit, sich Routine und Sicherheit im Dirigieren unter entsprechender Oberleitung anzueignen.“ —
— Der Verfasser des *Goethe-Preisgedichts* bei dem Wettbewerb der „*Frankfurter Zeitung*“ hat sich endlich gestellt: es ist der — antisemitische Schriftsteller *Max Beyer*. In einer Broschüre muß er jetzt den Kauf der *Frankfurter*, die ihm früher gehörig mitgespielt hat, weidlich aus. Er will die gewonnenen 300 M. zur Herstellung und Verendung antisemitischer *Bilderbogen* verwenden. —
c. Zahlreiche bisher unveröffentlichte Briefe von *Mirabeau* wurden von *Henri Welschinger* in den Archiven im französischen Ministerium des Aeußeren aufgefunden. Die Briefe handeln von der geheimen Mission, die er in den Jahren 1786—87 in *Berlin* auszuführen hatte. *Welschinger* wird sie in einem Bande vereinigt herausgeben, der für die damalige Geschichte von größtem Interesse sein wird. —
— Für die *Heidelberger Sternwarte* hat eine Amerikanerin ein Teleskop von großem Wert gestiftet. Das erste der beiden großen photographischen Objektive ist dieser Tage aus *Amerika* eingetroffen. Schöpfer des riesigen Werkes ist der Optiker *Brashear* in *Alleghany* (Pa.). Das Gewicht des Glases beträgt 1 1/2 Centner. —
— Den Anfang der Weinlese in der Gemeinde *Diefenthal* (*Kreis Schlettstadt*) setzte der dortige Bürgermeister am 2. Oktober fest und begleitete die Ankündigung mit folgenden begeisterten Versen:
Haben wir guter, echter Wein gekrungen,
Wie Er bei uns am *Victoriaberg* wächst,
So singen wir mit frohlicher Stimme:
Die Reichen lassen sich mit Balsam balsamieren,
Um viel länger Tot zu sein;
Wir thun uns aber mit Wein balsamieren,
Um viel länger Lebendig zu sein. —
— *Roskistanien*, die als Fühnerfutter verwendet werden sollen, müssen erst geschält und durch mehrmaliges Kochen in frischem Wasser entbittert werden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 8. Oktober.